

BEGEGNUNG und GESPRÄCH

OEKUMENISCHE BEITRÄGE ZU ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

Ausgabe 38

Regelmäßige Verlegerbeilage der »Bayerischen Schule«

Juni 1978



Gottesvergiftung oder Gotteserfahrung

Heinz Zahrnt

Wird ein Mensch gesund oder krank durch Gott? Kommt er durch den christlichen Glauben zu sich selbst oder wird er durch den Glauben sich selbst entfremdet? Gerät er in Knechtschaft oder erlangt er Freiheit?

Tilmann Moser, von Beruf Psychotherapeut, hat seine religiösen Erfahrungen in einem weitverbreiteten Buch unter dem Titel »Die Gottesvergiftung« zusammengefaßt. Man könnte Mosers Buch als ein negatives Gegenstück zu Augustins »Konfessionen« bezeichnen. Von der ersten bis zur letzten Zeile redet Moser Gott an, einen Gott freilich, an den er nicht mehr glaubt, den er aber immer noch haßt. Moser nennt den ersten Teil seines Buches »Gebete im Morgengrauen« und sagt, sich an Gott wendend: »Du scheinst die Stunden vor dem Morgengrauen zu lieben, es ist die Zeit der Hinrichtungen, des Selbsthasses und des Gottesbesuchs.« Für Moser sind diese Gebete eine Art innere Explosion, durch die er Gott zerfetzen und den Glauben an ihn als Betrug entlarven möchte. Zwar glaubt Tilmann Moser schon längst nicht mehr an Gott, dennoch

kommt er von ihm nicht los. »Du hast überlebt in meiner seelischen Struktur. Ganze Gewölbe, Verehrungsthronen, innere Zimmer und Kapellenfluchten wurden für dich angelegt. Du haustest in mir wie ein Gift, von dem sich der Körper nie befreien konnte. Du bist in mich eingezogen wie eine schwer heilbare Krankheit. Ich weiß, daß du in den Narben, falls ich dich aus mir vertreiben wirst, bis zu meinem Tode hausen wirst. Sie werden mich beißen, und du wirst mich noch mit Phantomschmerzen quälen, wenn du längst wegampuliert bist.« Mit seinem »Gebete im Morgengrauen« will Moser sich endlich freireden, freischreiben von seiner Gotteskrankheit. Gott ist für ihn ein Gift, mit dem man seine junge Seele verdorben hat. Jetzt hält er Abrechnung mit dem Gott seiner Kindheit, wie er ihm durch seine Eltern und deren Kirche vermittelt wurde.

Es sind nach Moser vier Symptome, die den christlichen Glauben als Gift erscheinen lassen. Dieser von den Eltern und Voreltern ererbte Gott erzeugt Angst, erweckt Schuldgefühle, verführt zum Größenwahn und zerstört die Mitmenschlichkeit.

Zunächst das Symptom der Angst vor Gott: »... Weißt du, was das Schlimmste ist, das sie mir über dich erzählt haben? Es ist die tückisch ausgestreute

Überzeugung, daß du alles hörst und alles siehst und auch die geheimen Gedanken erkennen kannst. Hier hakete es sehr früh aus mit der Menschenwürde; doch dies ist ein Begriff der Erwachsenenwelt. In der Kinderwelt sieht das dann so aus, daß man sich elend fühlt, weil du einem lauernd und ohne Pausen des Erbarmens zusiehst und zuhörst und mit Gedankenlesen beschäftigt bist. Du hast aus mir eine Gottesratte gemacht, ein angstgejagtes Tier in einem Experiment ohne Ausweg. An meinen Strafängsten bist du groß geworden.«

Sodann bekennt Moser, daß der christliche Gottesglaube in ihm ständig Schuldgefühle erzeugt habe. Er kam sich wie ein Aussätziger vor, und von den Aussätzigen wußte er aus dem Neuen Testament, daß sie ausgestoßen wurden. Selbst heute, da er längst nicht mehr an Gott glaubt, fühlt er sich immer noch nicht ganz frei davon. »Neulich war ich auf einem gruppen-therapeutischen Training, und es ging um das Ausmaß von Hemmungen, das jeder mit sich herumträgt. Da fragte der Trainer, welche Sätze uns in unserem Leben am meisten eingeschüch-tert hätten. Weißt du, was bei mir zum Vorschein kam als die mich domestizierende, einengende, schachmatt setzende stereotype Phrase: »Was

wird der liebe Gott dazu sagen?« – Durch diesen Satz war ich früh meiner eigenen inneren Gerichtsbarkeit überlassen worden. Im Grunde mußten die Eltern gar nicht mehr viel an Erziehungsarbeit leisten. Der Kampf um das, was ich tun und lassen durfte, vollzog sich nicht mit ihnen als menschliche Instanz, mit der es einen gewissen Verhandlungsspielraum gegeben hätte, sondern die Selbstzucht, wie das genannt wurde, war mir überlassen, oder besser, der rasch anwachsenden Gotteskrankheit in mir.«

Die Kehrseite der durch den Glauben erweckten und ständig genährten Angst- und Schuldgefühle war wiederum ein Gefühl des Erwähl- und Begnadetseins, das sich bis zum Größenwahn steigern konnte: »Du hast früh schon mit meinem Größenwahn gespielt, ich habe es dir schon gesagt, und ich war nahezu ungeschützt vor diesem Spiel, weil im Untergrund der Familie theologische Größenvorstellungen lebendig waren, weil Albert Schweitzer und Luther quasi geistliche Mitglieder der weiteren Familie waren, andächtig verehrt und doch irgendwie verwandt, von deren Mächtigkeit und leuchtender Güte vielleicht etwas auf mich gekommen sein mochte.«

All dies, Angst, Schuldgefühle und Größenwahn, hatten Moser kontaktaarm gemacht, und so hat sein Verhältnis zu Gott seine Beziehung zu den Menschen verdorben. »Weil du ein ewiger Nörgler an mir warst, wurde ich zum Nörgler an den anderen. Du hast dich satt gesehen an meiner Bewunderung und Verehrung. Doch was hast du dafür gegeben? Kein noch so freundliches Lachen einer Frau oder eines Freundes ist an deine Macht über mich herangekommen. Ich glaubte den leuchtenden Augen nicht. Ich hielt die Zuneigung von wirklichen Menschen für Blendwerk, weil ich deine Zustimmung nicht finden konnte. Du hast mich dadurch von dem Versuch abgehalten, das Heil bei Menschen zu finden, die mir vielleicht hätten helfen können.«

Und so schließt nun Moser seine Anklage gegen Gott: »Du mußt dir jetzt eine andere Wohnung suchen, weil ich ohne den ungebetenen Gast weiterleben möchte und meinen inneren Raum vielleicht für Menschen brauche, denen ich, neben dir und mir, zu wenig Platz gelassen habe. Was du für dich an wunderbaren Eigenschaften gepachtet hattest, werde ich bei den Menschen wiederfinden. Wenn ich in manche Gesichter sehe, empfinde ich keinen Verlust mehr, und menschliche Gesichter werden meines ersetzen, weil

deines unmenschlich war. Meine Augen lernen sehen, wenn du mir nicht mehr den Horizont verdunkelst.« Diese letzten Sätze klingen nach endgültiger Selbstbefreiung. Sie erweist sich für Moser darin, daß er endlich ein Mensch sein darf; nicht mehr ein Mensch unter Gott, sondern ein Mensch unter Menschen.

Die neue Position läßt noch einmal den Kern der Negation erkennen: Moser hält den christlichen Gottesglauben darum für Gift, weil er den Menschen unfrei macht, ihn sich selbst entfremdet, mithin entmenschlicht. »Ich habe unter niemandem so gelitten in meinem Leben wie unter deiner mir aufzwingenden Existenz.«

Fragt man, wie es zu diesem Zwang und dieser Selbstentfremdung in Mosers Kindheit gekommen ist, so erhält man von ihm folgende erstaunliche Auskunft: »Soll ich dir sagen, warum du in mir so groß werden konntest, so real, daß schließlich das Wort Gottesferne zum Schrecklichsten wurde, was ich mir denken konnte? Du bist in mir groß geworden, weil die Stimme meiner Mutter in den wenigen Sekunden des Tages, in denen sie mit mir gebetet hat, einen Klang annahm, der, um den Jargon deiner Diener zu verwenden, nicht von dieser Welt war, innig, warm schwingend, als ob etwas ganz Kostbares, was ohne deine Gegenwart unzugänglich blieb, plötzlich im Raum wäre, und das mit dem leise gesprochenen Amen wieder aus meinem Leben verschwand. Du hast eine Beziehung zu meiner Mutter gehabt, die ihre sonst so gefaßte Stimme in leichtes Beben brachte. Das hat mich ergriffen, wie nichts sonst im Leben; und dies war wohl der erste Gottesbeweis, dem ich, ohne zu wissen, wohin er mich führte, vertraut habe. Dieser Klang ihrer Stimme hat mir einen imaginären Raum geöffnet, in dem ich zwar nicht Geborgenheit fand, aber sie erahnte. Und auf dieser Ahnung, was du geben oder sagen könntest, bin ich mein Leben lang sitzen geblieben, hoffend und flehend, schluckend und würgend, auf dem Bauche kriechend, mich selbst verstümmelnd.«

In diesen Sätzen steckt eine doppelte Aussage. Erstens: Der Gottesglaube beruht auf dem während der ersten Lebensjahre in die Mutter-Kind-Beziehung gelegten Grundvertrauen. Zweitens: Er erweist sich damit als eine menschliche Projektion.

Tilman Moser hat seinem Buch das Wort vorangestellt: »Freut euch, wenn euer Gott freundlicher war.« Mir ist in meiner Kindheit und Jugend ein freundlicherer Gott begegnet, und so

möchte ich im zweiten Teil als eine positive Modellerfahrung erzählen, wie ich zum Glauben gekommen und Christ geworden bin.

Die Anfänge der Religion im Leben eines Menschen lassen sich nur schwer erkennen. Von vielem in meinem Leben weiß ich den Anfang. Ich kann sagen, wann ich Lesen und Schreiben gelernt habe, wann ich den ersten Toten gesehen habe, wann mir die Trennung der Menschen in verschiedene soziale Klassen aufgegangen ist, wann ich zum erstenmal ein Mädchen geliebt und dadurch Kummer erfahren habe, wann die Liebe zur Seefahrt mich gepackt hat, wann ich das erste eigene Geld verdient habe – aber wann ich zum erstenmal jener Wirklichkeit gewärtig geworden bin, für die das Wort »Gott« steht, das vermag ich nicht zu sagen.

Wer die Entstehung des Glaubens in einem Menschen erforschen will, tut gut daran, nicht oben im Großen und Abstrakten, bei den Ideen, Institutionen, Theorien oder dem allgemeinen Zeitgeist einzusetzen, sondern unten im Kleinen und Konkreten, bei alltäglichen Erfahrungen, unwillkürlichen Einflüssen, milieubedingten Lebensformen und der Begegnung mit einzelnen Menschen. Das erste Datum in der religiösen Biographie ergibt sich nicht durch eigene Wahl oder bewußte Entscheidung: Es ist ein »Datum« im wörtlichen Sinne des Wortes: ein Gegebenes, etwas Vorgegebenes, mithin eine »Übernahme« – eine »Tradition«. Mein Glaube an Gott ist ein Erzeugnis der christlich-kirchlichen Tradition.

Ich bin, gleich anderen Millionen Europäern, in das Christentum hineingeboren worden und habe dann, im Maße des Erwachsenwerdens meinen zufälligen religiösen Geburtsstand bewußt als eigene Glaubensentscheidung übernommen. Dabei ist es ganz »natürlich« und »alltäglich« zugegangen, in allmählicher Entwicklung und durch menschliche Vermittlung. In der unauffälligen Art, in der ich zum Glauben gekommen bin, hat sich für mich der Satz bewahrheitet: »Non cogit, sed trahit« – Gott zwingt nicht, sondern zieht. Er behandelt den Menschen nicht wie einen Stein oder einen Klotz, sondern er geht mit ihm um wie mit einem, der religiös zurechnungsfähig ist. Er läßt ihm Raum für seine eigene religiöse Biographie. Darum überläßt er das Zustandekommen des Glaubens auch der Vermittlung durch menschliche Instanzen, durch Personen und Institutionen.

Das Wort »Gott« ist zunächst, wie alle Wörter unserer Sprache, ein Wort der

Überlieferung. Am Anfang steht nicht ein heiliges Buch oder eine theologische Unterweisung, sondern die gegenwärtige Wirklichkeit, in der unter anderem auch die Überlieferung des Wortes Gott, durch die Umwelt gehindert oder gefördert, stattfindet. Eine Sprache vorstellen heißt, nach Wittgenstein, sich eine Lebensform vorstellen, und er nennt die Einheit von Tätigkeit, Benennung und Sinn ein »Sprachspiel«. Durch solchen Vorgang des Gebrauchs der Worte erlernen Kinder ihre Muttersprache. Durch den gleichen Vorgang habe ich das Wort »Gott«, überhaupt die Grundwörter der christlichen Überlieferung kennen und verstehen gelernt, bevor ich sie rational zu definieren vermochte. Indem ich in einer von der christlichen Tradition geprägten Lebensform aufwuchs, lebte ich mich wie von selbst auch in das dazugehörige Sprachspiel ein – und umgekehrt.

Am Anfang meines Glaubens stand kein Lehrgebäude, sondern ein Lebensraum, nicht das »Wort« in seiner johanneischen Bedeutung, sondern ein »Sprachspiel« im Sinne Wittgensteins.

Das heißt: Am Anfang war die Kirche. Durch die Kirche bin ich zum Wort, zur Bibel, zu Jesus von Nazareth, zu Gott geführt worden. Es war in erster Linie nicht die Kirche als umgrenzte Institution, als organisierte Ortsgemeinde oder als offizielle Heils- und Lehranstalt, sondern als Trägerin und Vermittlerin der christlichen Tradition mit ihren vielfältigen Lebensäußerungen, weit gefächert und nur unscharf abgrenzbar eingebettet in das Gesamtleben der Gemeinschaft.

Die erste Phase meines Lebens fällt schon in den Ausgang der christlich-bürgerlichen Epoche. Das Zusammenspiel von Elternhaus, Kirche und Schule klappte zwar noch, aber es war nur noch ein Nachklapp. Ihre Dreieit bildete einst das »Naturfundament«, auf dem sich die Weitergabe der christlichen Tradition vollzog. Auch mein Glaube ist zum Teil noch ein Ergebnis des Zusammenwirkens dieser drei Größen, wobei ich kaum noch zu unterscheiden vermag, was ich jeweils wem verdanke. Denn eben dies gehörte zur Eigenart jener drei Größen, daß sie wirklich eine »Dreieit« bildeten, trotz aller verfassungsmäßigen Trennung noch so eng miteinander verflochten, daß die Grenzlinien zwischen ihnen nur schwer zu ziehen waren. Aber es war nur das Kind, das seine Umwelt als heil empfand. Meine Eltern sahen damals bereits die Verfallerscheinungen ihrer einstigen Welt.

Vom heutigen Standort aus würde ich urteilen, daß die zwanziger Jahre in religiös-kirchlicher Beziehung mehr schon der folgenden Zeit als der vorangegangenen zuzurechnen sind. Der Glaube an Gott war schon keine Selbstverständlichkeit mehr. Der Umschlag der These in die Antithese hatte längst begonnen.

Die Dreieit von Kirche, Elternhaus und Schule begegnete dem Kinde nicht als ein Geflecht abstrakter Institutionen, sondern als das tägliche Miteinander einzelner konkreter Menschen aus Fleisch und Blut: Eltern, Verwandte, Lehrer, Pfarrer und Freunde. Und diese Menschen, die ihm den christlichen Glauben vermittelten, wirkten wiederum nicht so sehr durch die absichtliche Weitergabe von Gedanken, Wörtern und Lehren als vielmehr durch ihr selbstverständliches Reden, Sichgeben, Handeln und Sein. Wirkungsvoller bei der Vermittlung als das Destillat war das Fluidum; die Atmosphäre wirkte stärker als die Doktrin, die Impression stärker als die Idee.

Die religiöse Atmosphäre meines Elternhauses entsprach der sozialen Stellung unserer Familie: Sie war zugleich gut-bürgerlich und mild-christlich. Man hielt sich zur Kirche. Das sah so aus, daß man ab und an – nicht nur zu Weihnachten und am Karfreitag – den Gottesdienst besuchte, die Kinder taufen und konfirmieren ließ und gleichfalls an den übrigen Höhe- und Tiefpunkten des Lebens, in Krisensituationen und an Knotenpunkten, wie Hochzeit, Krankheit und Tod, die diesbezüglichen Amtshandlungen der Kirche in Anspruch nahm.

Über religiöse Fragen wurde in unserer Familie kaum offen gesprochen. Es gab auch kein Tischgebet und schon gar nicht eine gemeinsame Andacht. Laut betete nur die Mutter mit den Kindern, solange sie klein waren, abends im Bett zur guten Nacht; morgens beim Aufstehen geschah Gleiches nicht. Die Bibel spielte in meinem Elternhaus so gut wie gar keine Rolle; ihre Geschichten habe ich, wenigstens bewußt und unmittelbar, erst durch eine Lehrerin in der Grundschule kennengelernt, dann freilich auf sehr eindrucksvolle und unvergeßliche Weise. Zu Hause stand die Bibel ungenutzt im Bücherschrank neben den Werken von Detlev von Liliencron. Das mag vor allem daran gelegen haben, daß meine Mutter vornehmlich in ihrem aus dem Osten mitgebrachten altmodischen Gesangbuch lebte, der Sinne meines Vaters aber, durch seinen Beruf ge-

prägt, ganz auf das Praktisch-Pragmatisch-Finanzielle gerichtet war.

Viel mehr an Einzelheiten vermochte ich über die christliche Prägung meines Elternhauses nicht zu berichten – wenn meine Mutter nicht gewesen wäre! Sie gehörte zu dem halben Dutzend Menschen, die den stärksten religiösen Einfluß auf mich ausgeübt haben. Sie haben mir die christliche Tradition vor allem dadurch überzeugend nahegebracht, daß sie mir den Glauben an Gott als eine reale Lebensmöglichkeit vor Augen stellen und Gott selbst mir dadurch als eine lebendige Wirklichkeit erschien.

Meine Mutter war mit einem Wort eine »fromme Dame«. Das soll besagen: Sie trug nicht die damals noch üblichen Merkmale weiblichen Christenstandes an sich, sondern lebte der Welt zugewandt, liebte Gesellschaften, kleidete sich elegant, ging leichten Sinnes mit dem Gelde um – und war dennoch eine fromme Frau. Die tragende Mitte ihrer Frömmigkeit bildete ein tiefes Gottvertrauen, und dieses wiederum drückte sich vor allem in einem starken Vorsehungs- und Führungsglauben aus. Sie liebte nicht nur, sondern lebte den Psalmvers: »Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.« (Psalm 37,5). Darum las sie, oder richtiger, betete sie in ihrem Gesangbuch besonders die Lieder, die unter den Abschnitten »Vertrauen auf Gott«, »Trost in Kreuz und Leid« und »Lob und Dank« standen. Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glauben – der Artikel, mit dem die christliche Kirche nach reformatorischem Bekenntnis steht und fällt – kam bei ihr auch vor, aber mehr im Nachsatz, eher als dogmatische Pflicht, denn als fromme Kür. Dann fielen bei ihr auch die gelernten Lehrformeln: »Wir Menschen sind allzumal Sünder, die der Vergebung bedürfen« – »Jesus Christus hat für uns am Kreuz sein Blut vergossen« – »Einst, am Tage des Jüngsten Gerichts, . . .«. Nachträglich habe ich jedoch den Eindruck: Meine Mutter lebte in einer so unmittelbaren und innigen Verbundenheit mit »ihrem« Gott, daß es für sie dazu keiner besonderen göttlichen Heilsveranstaltungen und -vermittlungen bedurfte.

Wie aber hat sich nun die Vermittlung dieses Glaubens an den Sohn vollzogen? Zunächst wird meine Mutter auf mich einfach dadurch gewirkt haben, daß sie sich nicht nur in der üblichen Weise zur Kirche hielt, sondern den christlichen Glauben umfassender praktizierte und schon damit bekundete, wie ernst es ihr mit ihm war. Das

hatte ich täglich vor Augen. Sodann sprach sie auch zu uns Kindern über ihren Glauben. Sie erzählte, wie es in ihrer Jugend – in Elternhaus, Kirche und Schule damals – zugegangen sei und was sie dadurch empfangen habe, welche Erfahrung sie dann selbst in ihrem Leben gemacht und wie sich der von ihr als Kind empfangene Glaube auch im Erwachsensein bewährt habe. Wichtiger für die Vermittlung ihres Glaubens an mich als alles dies aber scheint mir die starke Zuwendung gewesen zu sein, die meine Mutter mir entgegenbrachte. Darin hat sich wahrscheinlich unbewußt auch so etwas wie eine »Übertragung« ihres Glaubens vollzogen. Wenigstens hat sich für mich in der Erinnerung an meine Mutter ihr Vertrauen auf Gott allzeit mit ihrer Zuwendung zu mir verbunden. Mir ist, als ob ihre Geborgenheit bei Gott sich in der Geborgenheit, die ich bei ihr fand, in mir fortsetzte. Was ich später aus der Psychologie als »Ur- und Grundvertrauen« kennengelernt habe, das ist mir in meiner Kindheit zuteil geworden.

Ohne die Kirche als rechtlich-institutionelle Verwalterin der christlich-biblischen Tradition innerhalb der Gesellschaft hätte der Glaube meiner Mutter nicht entstehen können. Mir widerfuhr er unmittelbar von ihr, ohne kirchliche Vermittlung. Meine erste Begegnung mit der Kirche hatte ich zwar bei meiner Taufe als Säugling, aber sie war für mich natürlich unbewußt geschehen. Überdies hat mir die Tatsache, daß ich als Kind getauft worden bin, nie etwas Besonderes bedeutet. Von dorther ist mir weder am Anfang Hilfe zum Glauben noch später in den Zeiten des Zweifels und der Bedrängnis Tröstung zuteil geworden.

Dies schreibe ich als einer, der stets für die Beibehaltung der Kindertaufe eingetreten ist und dem das Taufen der eigenen vier Söhne viel bedeutet hat. Die Kindertaufe erscheint mir als ein sinnfälliger Ausdruck des von Jesus erfahrenen und verkündeten Gottes: daß der, den er seinen »Vater« nennt, ein zuvorkommender, dem Menschen von Anfang an zugewandter, auf sein Heil bedachter und um seine Zukunft besorgter Gott sei. Indem die Eltern ihre Kinder durch den Taufakt diesem Gott ausdrücklich anvertrauen, werden sie selbst frei von der totalen Verantwortung für sie, als wenn sie allein es wären, die etwas aus ihnen »machen« müßten, wobei eben doch nur »Machwerke« entstünden. Manchmal frage ich mich, ob die übertriebenen pädagogischen Ängste und Anstrengungen heutiger Eltern nur von der

besseren Aufklärung und größeren Verantwortung herrühren oder ob sie nicht auch mit dem Nachlassen des sich einst in der Taufe ausdrückenden Gottvertrauens zusammenhängen.

Bewußt bin ich der Kirche zum erstenmal in familiärem Rahmen begegnet. Wir wohnten damals in einem halb ländlichen, halb städtischen Vorort, und ich saß in der Grundschule neben dem Sohn des Ortpfarrers. Er wurde mein erster Freund. Daß sein Vater Pfarrer war, spielte für mich zwar keine Rolle – er hätte genauso Kaufmann, Ingenieur oder Arzt sein können –, aber im »Pastorat« bekam ich unversehens einen Einblick in kirchliches Leben – einen Einblick, aber keinen nachhaltigen Eindruck. Was mir am meisten auffiel, war, daß der Vater meines Freundes, im Unterschied zu dem meinen, den ganzen Tag im Hause war. Diese Einheit von Wohnung und Arbeitsplatz gehörte, wie ich später lernte, in das vorindustrielle Zeitalter und bildete somit in der gegenwärtigen Gesellschaft eine Ausnahme.

Durch den Verkehr im Pfarrhaus geriet ich in den Kindergottesdienst und damit in den ersten bewußten Kontakt mit einer kirchlichen Institution. Aber ich besuchte ihn nur unregelmäßig, und mir sind davon auch nur zwei Bilder in Erinnerung geblieben. Das eine war eine Abbildung der Wartburg an der Frontwand des einem Schulzimmer gleichenden Konfirmanden- und Gemeindesaals, in dem der Gottesdienst stattfand, in Holz gebrannt, tief dunkelbraun, düster und drückend. Wenn ich das Bild sah, wurde ich traurig, und darum ging ich nicht gern zum Kindergottesdienst. Heller ist die andere Erinnerung: Ich sehe mich beim weihnachtlichen Krippenspiel im Kinderchor, in der Hand einen Tannenzweig mit einem brennenden Licht durch den Gang der Kirche ziehen, während meine beiden älteren Brüder als Hirten mit Schlapphut und Krückstock schon voraus waren und an der Krippe standen. Nur diese beiden Bilder sind mir als Eindruck geblieben, keinerlei Worte. Auch in der evangelischen Kirche, der »Kirche des Wortes«, scheinen am Anfang nicht Worte für das Ohr, sondern Bilder für das Auge zu stehen.

Nicht viel anders als mit dem Kindergottesdienst ist es mir einige Jahre später mit dem Konfirmandenunterricht ergangen. Ich besuchte ihn in der Stadt, in die meine Eltern inzwischen gezogen waren. Weder vom Unterricht ist etwas in mir haften geblieben, noch hat die Konfirmation selbst in mir einen bleibenden Eindruck hinterlas-

sen. Was mich damals jedoch beeindruckt hat und auch bis auf diesen Tag begleitet, ist die Gestalt des Konfirmators. Ich weiß kein einziges einzelnes Wort mehr von ihm, weder aus dem Unterricht noch aus einer Predigt und auch nicht von den anschließenden Abenden, an denen sich ein kleiner Kreis ehemaliger Konfirmanden im Pfarrhaus traf. Geblieben aber ist mir das Bild eines Mannes, den man, je nach Geist und Geschmack, eine »christliche Persönlichkeit« oder einen »Jünger Jesu« nennen könnte. Was an ihm überzeugte, war seine Menschlichkeit, der man anmerkte, daß sie vom christlichen Glauben geprägt war, ja ich scheue mich nicht zu sagen, daß sie von einem Menschen ausging, der in der Nachfolge Jesu lebte.

Das waren meine ersten Begegnungen mit der Kirche innerhalb der Dreieitigkeit von Elternhaus, Kirche und Schule – mehr mit Menschen und Bildern als mit Amtsträgern und Lehrern.

In der Schule habe ich zwölf Jahre christlichen Religionsunterricht genossen, in der Woche regelmäßig zwei Stunden – das macht insgesamt an die tausend Stunden »Religion«. Ich kann nicht wie andere, die das gleiche durchgemacht haben, klagen, daß dieser Unterricht mir religiös geschadet habe; aber daß er mich im christlichen Glauben gefördert habe, vermag ich auch nicht gerade zu behaupten. Zwei Ausnahmen freilich muß ich nennen: die »Biblische Geschichte« bei einer Lehrerin in der Grundschule und die Bekanntschaft mit der historisch-kritischen Bibelforschung durch einen Studienreferendar auf der Mittelstufe des Gymnasiums.

Was uns durch die Schule vermittelt wurde, war die unteilbare Einheit von griechisch-römischer Antike, Christentum und Deutschtum – es war die Religion eines großen Teiles des deutschen Bildungsbürgertums. Ihre historischen Wurzeln hatte sie im deutschen Humanismus des ausgehenden Mittelalters und der Neuzeit. Sie selbst verstand sich religiös und kulturell als »Protestantismus«, bisweilen mit einem antisemitischen und antirömischen Affekt.

Stärker als der Einfluß meines Elternhauses, als die Berührung mit der Amtskirche und als der Religionsunterricht in der Schule hat mit mein Anschluß an die christliche Jugendbewegung auf dem Weg zum christlichen Glauben vorangebracht. Als unsere Familie aus dem Vorort in die Stadt gezogen war, trat ich dort, von einigen Klassenkameraden gewonnen, dem

»Bund deutscher Schülerbibelkreise«, kurz »BK« genannt, bei.

Überraschend war für mich die Reaktion eines Teiles meiner Klasse auf diesen Schritt. Die beiden Mitschüler, die mich für den BK geworben hatten, waren Pfarrersöhne – bei ihnen verstand man es, daß sie einem solchen »frommen Verein« angehörten; und auch zwei anderen, Söhnen eines Friedhofverwalters, sah man es nach, denn »Friedhof« hatte immerhin noch etwas mit Gott, Kirche und Ewigkeit zu tun. Aber bei mir, der ich aus einem »weltlichen« Hause kam, verstand man es nicht, sondern reagierte mit Kopfschütteln, teilweise mit Spott. Da ist mir zum erstenmal aufgegangen, daß der christliche Glaube in unserer Gesellschaft längst keine so selbstverständliche Sache mehr war, wie ich ihn in Elternhaus, Pfarrgarten und Dorfschule empfunden hatte.

Das für mich Neue und Wichtige, das ich im BK fand, waren zwei Dinge, die eng zusammengehörten: Leben in der Gemeinschaft und Umgang mit der Bibel. Wir taten im BK nichts anderes, als was man auch sonst in der Jugendbewegung trieb: Wir hatten unsere »Heimabende«, an denen wir spielten, Geschichten erzählten und sangen, und wir gingen »auf Fahrt«, wanderten, zelteten und kochten ab, veranstalteten am Tage Geländespiele und saßen abends um das Lagerfeuer – nur daß uns im Unterschied zu anderen »Bünden« bei alledem eine bewußt gelebte Beziehung zur Bibel verband. Dabei verhielt es sich nicht so, daß wir dies und das taten und daneben auch noch in der Bibel lasen, aber auch nicht umgekehrt, daß wir uns mit der Bibel beschäftigten und außerdem noch andere Dinge trieben. Vielmehr gehörten der gemeinsame Lebensvollzug und der Umgang mit der Bibel zusammen: Es war eine Lebensgemeinschaft mit der Bibel.

Was in der Bibel stand, das »ging uns an«. Wir lasen es, ließen es uns auslegen oder versuchten uns auch selber darin, sprachen und stritten darüber, glaubten und zweifelten daran. Bei alledem leitete uns die Frage, ob und wie das, was wir in der Bibel fanden, für unser Leben verbindlich werden könne. Dabei mischten sich »Dogmatisches« und »Ethisches« miteinander. Wie wichtig die Bibel privat für manche unter uns war, erhellt folgende Szene: Wir befanden uns auf einer mehrtägigen Wanderung. Eines Morgens war unser Anführer ein Stück hinter dem Haufen zurückgeblieben. Ich gesellte mich zu ihm mit irgendeinem Wort oder einer Frage. Da bat er mich,

ich möchte ihn für eine Zeitlang allein lassen, weil er in seinem Neuen Testament lesen wolle. Ich schritt kräftiger aus und ließ ihn hinter mir zurück. Als ich mich einmal umwandte, sah ich, wie er, mit dem schweren Rucksack bepackt, auf der Landstraße dahinzog und in seinem Neuen Testament las.

Im BK habe ich zwar keine Bekehrung erlebt, aber durch ihn hat mein Leben die entscheidende Kehre zum christlichen Glauben genommen. Seitdem verstehe ich mich als Christ.

Vermittelt durch Elternhaus, Kirche und Schule, vor allem durch einzelne Menschen in ihnen, haben mich die Ausstrahlungen und Schallwellen erreicht, die von der Person und Botschaft Jesus von Nazareth ausgehen. Damit ist auch bis zu mir jene weltweite Glaubensbewegung gelangt, die Jesus von Nazareth vor neunzehnhundert Jahren in Gang gebracht hat und die seitdem ohne Unterbrechung fortgegangen ist »von Jerusalem an in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde« (Apostelgeschichte 1,8).

Was ich als Modellerfahrung erzählt habe, möchte ich nun noch etwas bedenken und verallgemeinern und einige theoretische Reflexionen darüber anstellen, wie christlich-biblische Tradition in unserer Zeit und Gesellschaft vor sich geht.

1. Das Grundvertrauen

Hier ist vor allem auf die Erkenntnisse von Erik H. Erikson und auf den von ihm geprägten Begriff des »Grundvertrauens« hinzuweisen, der in deutscher Übersetzung gern als »Urvertrauen« wiedergegeben wird.

Erikson hält die Religion, im Gegensatz zu Sigmund Freud, nicht einfach für eine Illusion des Menschen, die dieser, endlich erwachsen geworden, durchschauen und aufgeben muß. Zwar erklärt auch er den Ursprung und die Aufgabe der Religion psychologisch, aber deshalb bedeutet sie für ihn noch keineswegs eine Illusion, die abzutun wäre. Vielmehr übt sie im Leben des Menschen eine wichtige stabilisierende Funktion aus, um deretwillen sie erhalten bleiben muß. Diese Lebenshilfe, die die Religion gewährt, hängt mit ihrer Herkunft zusammen. Die Religion nährt sich aus jenem »Urvertrauen«, daß durch die wechselseitige Mutter-Kind-Beziehung der Grund begründet wird.

Aus dem Grundvertrauen und seiner von Anfang an möglichen Anfechtung ergibt sich für Erikson die Funktion und Bedeutung der Religion. Ihre Aufgabe ist es, jene »allererste Beziehung

des Menschen wiederherzustellen« – »jenes früheste Gefühl, einem zugewandt zu sein, der Fürsorge und Vorsorge trifft«. Geradezu sichtbar wird der Zusammenhang zwischen dem ursprünglichen, in der Mutter-Kind-Beziehung gestifteten Vertrauen und seiner Wiederaufnahme in der Religion in den Worten des »Segens«, der in jedem jüdisch-christlichen Gottesdienst gesprochen wird: »Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr erhebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden.« (4. Mose 6,25 f). Aber auch sonst gibt es in der Bibel genügend Bilder, die sich aus den Erfahrungen der Mutter-Kind-Beziehung nähren, etwa wenn es von Gott heißt: »Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.« (Jesaja 66,13), oder wenn Gott fragt: »Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?« (Jesaja 49,15). Und dazu kommt natürlich die durchgehende Bezeichnung Gottes als »Vater« in der Bibel.

Die Religion bildet also die institutionelle und organisierte Sicherung und Fortsetzung des in der Kindheit gelegten Grundvertrauens. Anders als alle ideologischen Systeme vermag allein sie diese Aufgabe der Bewahrung zu erfüllen. Ob sie dies tut und wie sie dies tut, daran entscheidet sich nach Erikson ihre Aktualität.

Übrigens ist die Annahme eines Zusammenhangs zwischen dem Gottvertrauen des erwachsenen Menschen und dem frühen Vertrauen des Kindes zu seiner Mutter gar nicht so erstmalig, wie es heute aufgrund der modernen psychoanalytischen Forschung vielleicht erscheint. Bereits bei Pestalozzi findet sich im Jahre 1801 eine erstaunliche Analogie zu Eriksons Beobachtungen. Pestalozzi fragt an der betreffenden Stelle: »Wie kommt es, daß ich an einen Gott glaube, daß ich mich in seine Arme werfe und mich selig fühle, wenn ich ihn liebe, wenn ich ihm vertraue, wenn ich ihm danke, wenn ich ihm folge?« Und er gibt darauf die Antwort: »Das sehe ich bald, die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes und die Fertigkeiten des Gehorsams müssen in mir entwickelt sein, ehe ich sie auf Gott anwenden kann. Ich muß Menschen lieben, ich muß Menschen trauen, ich muß Menschen danken, ich muß Menschen gehorsamen, ehe ich mich dahin erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu danken, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen.« Pestalozzi fragt dann weiter: »Wie kommen die Gefühle, auf denen Menschenliebe, Menschendank und Menschenver-



trauen wesentlich ruhen, und die Fertigkeiten, durch welche sich der menschliche Gehorsam bildet, in meine Natur?« Und jetzt antwortet er darauf in noch detaillierterer Übereinstimmung mit Erikson: »Ich finde, daß sie hauptsächlich von dem Verhältnis ausgehen, das zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statt hat.« Was aber ist, wenn jemand eine schlechte Mutter gehabt hat oder sonst in einer lieblosen Umgebung, etwa in einem Militärwaisenhaus, aufgewachsen ist? Fraglos hat es ein solches Kind später im Leben mit dem Vertrauen im allgemeinen und mit dem Glauben an Gott im besonderen schwerer. Doch auch ein solches Kind kann im Laufe seines Lebens noch Vertrauen gewinnen und zum Glauben an Gott gelangen. Und gibt es nicht umgekehrt dies, daß sich jemand von seinen Eltern gerade losreißen muß, um selbst vertrauen zu lernen und damit seine Freiheit und Identität zu gewinnen? Schließlich: Was geschieht, wenn das in der Kindheit gelegte Urvertrauen später angefochten und widerlegt wird? Genügt dann die bloße Erinnerung an die einstige Geborgenheit in der Liebe der Mutter, um das Vertrauen »dennoch« durchzuhalten? Oder bedarf es dazu nicht eines Grundes, der außerhalb der Mutter-Kind-Beziehung liegt und der diese übersteigt, weil er sie erst begründet?

Wo immer die Bibel vom Vertrauen auf Gott redet, meint sie diesen außerhalb des Menschen liegenden Grund, und darum ist im Gottvertrauen immer ein »Trotzdem« und »Dennoch« enthalten: »Dennoch bleibe ich stets an dir«, (Psalm 73, 23). Selbst wo die Bibel vom Glauben an Gott in Bildern spricht, die fraglos aus den Erfahrungen der Mutter-Kind-Beziehungen stammen, hält sie den Unterschied zwischen der Mutter-Kind-Beziehung und der Beziehung Gottes zum Menschen fest. Vorhin habe ich zitiert: »Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?« Dieses Wort geht bezeichnenderweise weiter: »Und ob sie seiner vergäße, so will ich (Gott) doch deiner nicht vergessen.« (Jesaja 49, 16). Damit ist ausgesprochen, daß die Gottesbeziehung Menschen nicht allein in der Mutter-Kind-Beziehung gründet; darum kann sie auch dann noch fortbestehen, wenn die Mutter-Kind-Beziehung oder jedes andere zwischenmenschliche Verhältnis aufhört. Ihren bündigsten Ausdruck hat diese Differenz zwischen Mutter-Kind-Beziehung und damit zwischen Grundvertrauen und Gott-

vertrauen in der Aussage des Psalmenisten gefunden: »Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf«. (Psalm 27, 10). Auch hier zeigt sich: Die Entscheidung über die Wahrheit fällt nicht im psychologischen Zirkel.

2. Tradition

Natürlich kann der Weg zum christlichen Glauben biographisch auch anders als bei mir aussehen. Er kann schockartig durch eine Lebenskatastrophe ausgelöst werden oder von einem Freund, gleichwie von einem »Meister« oder »Guru«, begleitet sein; er kann durch die private Lektüre eines Buches, durch die stille Versenkung in ein Bild oder durch die überraschende Begegnung mit einem Menschen zustande kommen. Aber auch in all diesen Fällen würde es sich – ob nun ohne großes Aufsehen oder durch einen radikalen Bruch – immer um die Weitergabe und Übernahme von Tradition handeln.

Es gibt keinen Fortgang des christlichen Glaubens ohne Tradition, das heißt ohne den Vorgang der »Überlieferung« von einer Generation zur anderen. Der Glaube erbt sich ebenso wenig fort wie Lesen und Schreiben – trotz jahrhundertelanger Schulpflicht werden alle Menschen in Europa immer noch als Analphabeten geboren! Aber eben der Prozeß der Überlieferung ist heute im abendländischen Christentum ins Stocken geraten. Zwar gibt es alles, was bei meiner Einwurzelung in den christlichen Glauben eine Rolle gespielt hat, nach wie vor: christlich geprägte Elternhäuser, vorbildliche Pfarrer, Religionsunterricht in der Schule, Konfirmandenunterricht und Jugendarbeit in der Kirche, teilweise sogar in gewandelter, wahrscheinlich sogar methodisch verbesserter Form – dennoch ist die Kontinuität im Vergleich zur Zeit meiner Jugend noch brüchiger geworden.

Bislang hat das Christentum in einer getauften Kultur gelebt. Vor allem sorgten Familie und Kirche Hand in Hand für die Vermittlung der christlichen Tradition. Das aber bedeutet zugleich, daß der christliche Traditionsprozeß vornehmlich in paternalistisch bestimmten Strukturen verlief. Die Folge war, daß mit dem fortdauernden Zerfall des paternalistischen Gesellschaftsgefüges im industriellen Zeitalter auch die gemeinsame Vermittlung der christlichen Tradition durch Familie und Kirche in die Krise geriet. Statistiken bestätigen, daß dort, wo die Familienbande sich lösen, auch die kirchliche Bindung nachläßt. Dar-

aus ergibt sich das Problem, wie künftig der Fortgang der christlichen Tradition von einer Generation zur anderen gewährleistet werden kann.

Jede Tradition – auch die christliche – befindet sich in einem ständigen geschichtlichen Wandel. Aber um eine Tradition in der Geschichte in Gang zu halten beziehungsweise neu in Gang zu setzen, genügt es nicht, sie nur neu auszulegen. Man muß gleichzeitig durch Teilnahme an ihrem Leben in sie eingeführt, ja in sie eingeübt werden. Dabei halten sich Auslegung und Einübung gegenseitig. Wo eine Tradition nicht »von Geschlecht zu Geschlecht« neu ausgelegt wird, dort wird sie langweilig, lebensfremd und unverständlich, und die Einübung in sie erscheint als Zumutung, ja Vergewaltigung – die Folge sind feindselige Abwehr oder völlige Gleichgültigkeit. Wo umgekehrt »von Geschlecht zu Geschlecht« keine Einübung mehr stattfindet, dort bricht eine Tradition schließlich ab, und dann ist auch keine Revision durch Neuinterpretation mehr möglich.

An Versuchen, das Christentum neu zu interpretieren, fehlt es heute wahrlich nicht. Mehr als durch den Mangel an neuer Auslegung scheint mir der Fortgang der christlichen Tradition durch den Abbruch aktiver, lebensvoller Teilnahme bedroht zu sein. Darum genügt es nicht mehr, wenn Theologie und Kirche sich nur der Frage widmen, wie das Überlieferte neu gedacht und gesagt werden könne. Vielmehr kommt es heute immer zugleich darauf an, wie das neu Gedachte und Gesagte gelebt, das heißt praktiziert und institutionalisiert werden kann.

Diese Akzentverschiebung vom Lehrinhalt auf den Lebensvollzug bringt, wie fast jede Veränderung im Christentum heute, eine Verlagerung von der Autorität zur Solidarität mit sich. Die Vermittlung christlicher Tradition wird künftig statt »väterlich« und damit autoritativ von oben nach unten eher »brüderlich« und damit solidarisch von gleich zu gleich vor sich gehen. Daher scheint mir auch die Zeit der Einzelbekehrungen im großen und ganzen vorüber zu sein. Der Weg zum christlichen Glauben führt heute meist über die Lebensgemeinschaft in einer Gruppe mit den in ihr gemeinsam gemachten Erfahrungen und dem gegenseitigen Austausch über sie. In einer solchen engen, wärmenden Gemeinschaft fühlt man sich Jesus und seinem Jüngerkreis näher als in den weiten und kalten Räumen der Kirchen.

Auch künftig werden im christlichen Traditionsprozeß einzelne Personen eine Rolle spielen und Pfarrer oder andere kirchliche Mitarbeiter und Christen eine Schlüsselfigur bilden. Denn religiöse Wahrheit kann – bei allem Ernstnehmen der Bedeutung von Institution, Sitte und Brauchtum – zuletzt doch nur personal vermittelt werden. Freilich kommt es darauf an, daß die in der christlichen Tradition aufbewahrte Gotteserfahrung und Weltdeutung von diesen einzelnen glaubhaft ausgesagt und gelebt wird. Hier mündet der Vorgang der Einübung wieder in den der Auslegung, und es zeigt sich, wie die Einübung und Auslegung im christlichen Traditionsprozeß miteinander verschlungen sind und sich wechselseitig bedingen. Als eine besondere Erschwerung für den christlichen Traditionsprozeß gilt heute die Tatsache, daß Jesus Gott seinen »Vater« nennt und daß sich eben darin seine zentrale Gotteserfahrung ausdrückt. Vielen Zeitgenossen erscheint dies als eine vergangene, kaum noch glaubhafte Vorstellung. Sie paßt nach ihrer Meinung nicht mehr in die Welt, in der wir leben. Mit dem industriellen Zeitalter ist die Menschheit in eine neue Periode ihrer Geschichte getreten. Dieser Übergang bringt auch eine Wandlung der Kulturformen mit sich. Eine der wichtigsten ist die Auflösung der paternalistischen Struktur der Gesellschaft. Diese soziologische Veränderung hat Konsequenzen auch für die Religion. Das Bild von Gott als Vater droht seine Überzeugungskraft zu verlieren. Wie kann man in einer »vaterlosen Gesellschaft«, in einer »Welt ohne Väter« Gott noch »Vater« nennen? Die Vorwürfe, die man gegen Gott erhebt, sind die gleichen wie die Söhne sie heute ihren Vätern machen. Einerseits wirft man Gott seine Allmacht vor, daß er die Menschen zu Knechten erniedrige, andererseits seine Ohnmacht, daß er die Welt nicht besser in Ordnung halte. Genauso klagen die Söhne ihre Väter einerseits laut an, daß sie sich zu allmächtig gebärdeten, andererseits leiden sie heimlich darunter, daß sie sich als mächtiger erweisen. So ist die schwindende Überzeugungskraft des Vaternamens heute ge-

radezu zum Symbol für die Unglaubwürdigkeit göttlicher und menschlicher Autorität geworden. An dieser Entkräftung des Vaternamens ist das Christentum nicht ohne Schuld. Seine Vorstellungen von einem Vatergott haben sich häufig mehr aus der allgemeinen Religionsgeschichte als aus dem Evangelium Jesu genährt. Einerseits hat man einfach die irdisch menschliche Vater-Sohn-Beziehung von unten nach oben auf Gott übertragen, andererseits hat man im Gegenzuge dazu von oben nach unten mit Hilfe der Vorstellung von Gott als Vater alle irdisch-menschlichen Autoritäten, voran Familien-, Landes- und Kirchenväter gestärkt. Durch solche Übertragung und Gegenübertragung stützten sich göttliche und menschliche Autorität wechselseitig, und damit wurde der Vatername für Gott zu etwas Selbstverständlichem, fast Natürlichem.

Es gibt in den Evangelien einen Satz, der den genauen Gegen-Satz zur vulgär-christlichen Rede von Gott als Vater bezeichnet. Er lautet aus dem Munde Jesu: »Ihr sollt niemanden euren Vater heißen auf Erden, denn nur einer ist Vater, der im Himmel ist.« Hier wird der üblichen Übertragung einer idealistisch übersteigerten menschlichen Vaterschaft auf Gott und der entsprechenden Gegenübertragung der Vaterschaft Gottes auf allerlei irdisch-menschliche Vaterschaften jäh der Boden entzogen. Damit ist Gottes Vaterschaft auf einmal ganz und gar nichts Selbstverständliches, Natürliches mehr, sondern die göttliche Ausnahme, die zwar alle menschliche Vater- und Sohnschaft begründet, die deshalb aber noch nicht alle irdischen Vaterverhältnisse und ihren Anspruch auf Autorität von vornherein sanktioniert, sondern sie eher gerade in Frage stellt. Welche gesellschaftskritische Kraft hätte von solcher Verkündigung Gottes als Vater ausgehen können, statt alle möglichen und unmöglichen menschlichen Ansprüche auf gottväterliche Autoritäten zu rechtfertigen und ihre entsprechenden Institutionen zu befestigen!

Jesu Ankündigung, daß Gott Vater sein will und die Menschen darum nicht mehr Knechte, sondern Söhne sein

sollen, weist auf noch Ausstehendes, Zukünftiges hin; es beansprucht, die Erfüllung alles dessen zu sein, was Menschen je von Gott geglaubt und für die Menschheit erhofft haben. Damit fällt von selbst alles Niedliche, Infantile, Archaische ab, das der Vorstellung von der Gotteskindschaft, nicht ohne Schuld der christlichen Verkündigung, bis auf diesen Tag anhaftet. Gotteskindschaft ist keine Kindergottesdienstangelegenheit und gilt auch nicht nur für eine begrenzte Epoche in der Geschichte der Menschheit, für das Stadium ihrer »selbstverschuldeten Unmündigkeit« (Kant), es ist vielmehr gerade die Bezeichnung für ein mündiges Gottesverhältnis und damit der Ausweis des endgültigen Erwachsensein des Menschen, die letzte Stufe seiner Menschwerdung. Wer zu Gott »Vater« sagt, ruft nicht kindlich einen Urahn an, duckt sich auch nicht ängstlich oder schutzsuchend unter ein Über-Ich, sondern spricht mit Gott vertrauensvoll und intim wie ein Sohn mit seinem Vater.

Dieser Ausdruck der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott stellt eine mündige Menschheit »in Aussicht«, die, weil Gott ihr Vater sein will, sich untereinander als Geschwisterschaft versteht. Richtig verstanden, hätte die neuzeitliche Autonomie deshalb Gott nicht als Vater zu entthronen brauchen. Mündigkeit verändert zwar den Umgang mit dem Vater, führt aber nicht in jedem Fall zu seiner Absetzung.

Die Veränderung im Umgang mit dem Vater weist für mich in die Richtung des Begriffes »Freundschaft«, wie ja auch in der menschlichen Vater-Sohn-Beziehung der Vater mit der wachsenden Mündigkeit des Sohnes immer mehr zum Freunde wird. »Gottesfreunde« erscheint mir denn auch als eine in unserer Zeit besonders treffende und glückliche Bezeichnung für Leute, die an Gott glauben.

»Freut euch, wenn euer Gott freundlicher war.« (T. Moser)

Einige Passagen dieses Artikels gehen zurück auf das neue Buch von Heinz Zahrt »Warum ich glaube – Meine Sache mit Gott«, erschienen 1977 beim Piper-Verlag in München.